

Klaus Schatz S.J.

Jesuiten in Köln von der Gegenreformation bis zur Aufklärung (1543—1773)

Genau 230 Jahre sind es, die das Wirken der Jesuiten in Köln von der Ankunft Peter Fabers bis zur Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 umspannen. Es ist die Zeit von der beginnenden Gegenreformation über den Barock bis zur Aufklärung. Im Laufe dieses Zeitraumes waren meist über 70 Jesuiten in der Stadt tätig, die größte Zahl davon in dem Dreikronengymnasium („Gymnasium Tricoronatum“), das zwar offiziell immer der Stadt gehörte, faktisch jedoch zum Kölner „Jesuitenkolleg“ wurde. Ihr Wirken in Schule und Seelsorge hat dem katholischen Leben in Stadt und Kurfürstentum Köln zwei Jahrhunderte hindurch sein Gepräge gegeben; in ihm spiegeln sich die Größe, aber auch die Schattenseiten des kirchlichen Lebens jener Zeit.

Die Anfänge des Ordens in Köln: Chancen und Widerstände

Die Jahre 1542—44 waren eine Schicksalsstunde für den Fortbestand des Katholizismus in Köln. Der Kurfürst-Erzbischof Hermann von Wied (1515—47), wie so viele seiner bischöflichen Zeitgenossen mehr Landesherr als Bischof, hatte den protestantischen Prediger Butzer (Bucerius) zur „Reformation“ seines Erzstiftes berufen. Dies geschah in einer Zeit, als die Abgrenzung der „Konfessionen“ durchaus noch nicht in der späteren Eindeutigkeit vollzogen war. Alles schien noch im Fluß, und viele Zeitgenossen hatten den Eindruck, daß es sich um zwei kirchliche Richtungen handele, deren Einheit durch Kompromisse und Entgegenkommen in einigen äußeren Fragen (Laienkelch, Priesterehe u. a.) wiederherstellbar sei. Auch Hermann von Wied gehörte zu dieser Gruppe; dabei war er theologisch ungebildet und völlig außerstande, die theologische Tragweite der konfessionellen Differenzen zu erfassen. Er ließ zum Zwecke der von ihm gewünschten Versöhnung ein Reformprogramm aufstellen (die „Kölner Reformation“), das übrigens nicht nur von den Verfechtern des „alten Glaubens“, sondern wegen seiner dogmatischen Verschwommenheit auch von Luther abgelehnt wurde. Unterstützt wurde der Kurfürst dabei von dem größten Teil seines adligen Domkapitels; umgekehrt gingen die stärksten Widerstände von der Kölner Bürgerschaft einerseits sowie der stadtkölnischen Universität andererseits aus. Ein Gelingen seiner Reformationspläne hätte aller Voraussicht nach nicht nur das Ende des Katholizismus im Kurfürstentum und in der Stadt Köln (damals mit schätzungsweise 60 000 Einwohnern der größten Stadt Deutschlands) bedeutet, sondern auch im rheinischen und nördlichen Deutschland überhaupt. Wenn Köln gefallen wäre, wäre das Ende des Katholizismus nördlich der Mainlinie nur noch eine Frage der Zeit gewesen. Kaiser Karl V. tat darum alles, den Kurfürsten an seinem Vorhaben zu hindern. Seinem energischen Widerstand ist es, was die kirchenpolitische Seite angeht, in erster Linie zu verdanken, daß Hermann von Wied scheiterte und schließlich, durch den Papst exkommuniziert und abgesetzt, 1547 vertrieben wurde.

Die Erhaltung Kölns im katholischen Glauben forderte jedoch in diesen Jahren mehr als nur die Mittel der Politik. Vor allem kam es darauf an, den katholischen Überlebenswillen zu wecken, die herrschende Resignation zu überwinden, den Kölnern in einer fast verzweifelten Lage wieder Mut zu machen und die innere geistliche Erneuerung einzuleiten, ohne die jede mit Waffengewalt bewirkte Restauration auf die Dauer fruchtlos bleiben mußte. Zu den Wenigen, die sich damals nach Unterstützung von außen her umsahen, gehörte der Prior des Kölner Kartäuserklosters, Gerhard Kalckbrenner. Er war es, der zuerst auf den Savoyarden *Peter Faber* aufmerksam wurde, welcher der erste Jesuit in Deutschland und gleichzeitig in Köln werden sollte. Peter Faber hatte 1534 dem Kreis angehört, der am Montmartre in Paris mit Ignatius die Gelübde ablegte, und er hatte als einziger Priester dieses Kreises die Messe gefeiert. Damals, 1543, waren erst drei Jahre seit der offiziellen kirchlichen Errichtung des neuen Ordens vergangen. Peter Faber hielt sich in diesem Jahre im Dienste des Kardinals Albrecht von Brandenburg in Mainz auf. In seinem Tagebuch berichtet er, wie er selbst oft von Mutlosigkeit und Resignation angefochten war, wenn er an die Aussichten des Katholizismus in Deutschland und an den nach menschlichem Ermessen nicht mehr abwendbaren „Abfall einer ganzen Nation“ dachte. Aber er rang sich schließlich zu der Erkenntnis durch, daß diese Gedanken von dem bösen Geiste stammten, „der alles als unmöglich erscheinen läßt und stets Schwierigkeiten vorführt“; man müsse sich dagegen jenem Geiste anvertrauen, „der die Möglichkeit zeigt und Mut einflößt“. Diese geistliche Einsicht sollte ihm nicht nur persönlich weiterhelfen. Glauben an die Zukunft des Katholizismus in Deutschland war damals oft nur möglich als „Hoffnung wider alle Hoffnung“; und Peter Faber verstand es, diese Hoffnung zu wecken. Was vor allem damals seinen Ruf begründete, war das neue Mittel der von ihm erteilten ignatianischen Exerzitien, von denen man erzählte, daß sie bei vielen eine unbegreifliche innere Umwandlung bewirkten.

Kalckbrenner erkannte, welchen Dienst Faber der Sache des Katholizismus in Köln leisten konnte; er schrieb damals enthusiastisch, „einen solchen Schatz mußte man selbst aus Indien herholen“. Auf seine wiederholten Bitten hin kam Faber schließlich 1543 (zunächst nur für kurze Zeit) nach Köln. Durch Predigten, Exerzitien und geistliche Beratung gelang es ihm, dort den katholischen Widerstandswillen wach zu halten. Damals schrieb er:

„Was mich anbetrifft, freue ich mich jetzt im Herrn, daß es mir in dieser Lage vergönnt war, den Kölnern beizustehen, denen ich alle meine Arbeit und mein Leben selbst mit Freuden angeboten habe und mit der Gnade Gottes ohne Schwierigkeiten hingeben werde.“ Er sehe hier „mehr Fische zum Fange bereit als irgendwo in Deutschland“.

Auch kirchenpolitische Missionen zum Kaiser und zum Nuntius mußte Faber (wie ebenso zwei Jahre später Petrus Canisius) auf sich nehmen, da weitgehend Furcht und Einschüchterung die Gemüter beherrschten. Faber schreibt damals an Ignatius:

„Dieses arme Volk ist in Furcht versetzt wegen der Drohungen des Erzbischofs, so sehr, daß niemand es wagt, den Kaiser über diese Vorgänge auch nur zu unterrichten, daß sie sich vielmehr an mich wenden mit der Bitte, für alle einzutreten.“

Es war freilich nicht die Ordensleitung, welche die Schlüsselstellung Kölns und die Bedeutung einer Präsenz von Jesuiten in jener Stadt erkannte. Faber wurde wieder von Köln weggeschickt zu anderen Aufgaben. Erst im nächsten Jahre kehrte er dorthin zurück, weil sich vor allem Kreise Kölner Bürger beim Nuntius dafür eingesetzt hatten, daß er unbedingt bleiben müsse. Auch dieser zweite Aufenthalt sollte nur ein halbes Jahr dauern. Aber er

hinterließ bleibende Folgen. Faber gelang es, mehrere gleichgesinnte junge Leute, meist Studenten der Universität, um sich zu sammeln, welche sich um Aufnahme in den erst vier Jahre alten Orden bewarben. So entstand im Mai 1544 in Köln die erste „Jesuitenkommunität“ in Deutschland überhaupt; zu acht mietete man ein gemeinsames Haus an der Burgmauer. Zu diesen ersten Jesuiten in Köln gehörte auch *Petrus Canisius*, der „erste deutsche Jesuit“ (Peter Faber war nicht Deutscher); er war 1543 nach Exerzitien bei Faber in Mainz in den Orden eingetreten und wurde 1546 in Köln zum Priester geweiht.

Der neuen Gründung stellten sich freilich schon am Beginn Hindernisse in den Weg. Einmal waren die ersten Kölner Jesuiten alle „Ausländer“; jedenfalls war kein Einheimischer darunter, die meisten waren Nicht-Deutsche (vor allem aus Belgien, d. h. den damaligen spanischen Niederlanden). Sie waren oft nicht einmal der deutschen Sprache mächtig; Peter Faber selbst mußte sich im Umgang mit Leuten, die kein Latein verstanden, eines Dolmetschers bedienen. In Schule und Universität und im Verkehr mit akademisch gebildeten Kreisen bedeutete dies damals kein allzu großes Hindernis, da man mit Latein als der Sprache der Gebildeten zurechtkam. Aber die Sprachbarriere versperrte doch in der ersten Zeit den Zugang zu breiteren Volksschichten. — Gravierender jedoch war die Obstruktion, die die neue Ordensgemeinschaft in der ersten Zeit durch den Kölner Magistrat erfuhr, der von einem systematischen Mißtrauen gegenüber neuen Ordensgründungen erfüllt war. Hinzu kam der Druck des Erzbischofs, der die seinen Reformationsplänen drohende Gefahr erkannte und in den Jesuiten eine „teuflische Sekte“ sah. So kam es bereits im ersten Jahre 1544 zur Ausweisung der Jesuiten durch den Magistrat. Allmählich legte sich jedoch der Sturm: kurz danach wurde der Ausweisungsbefehl zurückgenommen und nur das weitere Zusammenleben verboten. 1545 konnte die Jesuitengemeinschaft wieder eine gemeinsame Wohnung in der Nähe des Dominikanerklosters beziehen; sie war am Ende des Jahres von anfänglich acht auf vierzehn Mitglieder gestiegen. Bis sie von der Stadt offiziell als Ordensgemeinschaft anerkannt war, sollte jedoch noch über eine Generation vergehen.

Dabei wurde Köln in wenigen Jahren praktisch das Hauptnoviziat der Jesuiten in Deutschland; der größte Teil der Kölner Kommunität bestand aus „Novizen“, d. h. aus Studenten, die sich um Aufnahme in den neuen Orden bewarben. Damals gab es noch kein eigenes Noviziatshaus; die Bewerber wohnten in den einzelnen Häusern mit den übrigen Ordensmitgliedern zusammen und wurden dann nach der vorgesehenen Prüfungszeit in den Orden aufgenommen. Erst 1569 wurde für die fünf Jahre vorher gegründete „Rheinische“ Ordensprovinz (damals bestehend aus den Häusern Köln, Trier und Mainz) ein eigenes Noviziatshaus in Trier geschaffen.

In Köln bürgerte sich übrigens auch zuerst der Name „Jesuiten“ für die Mitglieder der Gesellschaft Jesu ein. Diese Bezeichnung hatte ursprünglich einen ausgesprochen despektierlichen Sinn; sie begegnet als Schimpfwort schon im 15. Jahrhundert und bedeutet soviel wie „Betbruder“; sie wurde dann bald von den Gegnern auf die Mitglieder des neuen Ordens angewandt. So berichtet zuerst Canisius im Jahre 1545, daß „Neid und Mißgunst uns den Namen Jesuiten gegeben hat“. Der Name blieb haften; aber er verlor allmählich seinen ursprünglichen Sinn; schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde er auch von den Mitgliedern des Ordens gebraucht.

Petrus Canisius erkannte früh die eminente Bedeutung der Schule für die Festigung und Vertiefung des katholischen Lebens im niederrheinischen Raum. Wenn die Jesuiten in Köln

und darüber hinaus eine langfristige Wirkung erzielen wollten, dann war hier die Schultätigkeit ein wichtiges, wenn nicht sogar das wichtigste Mittel. Damals gab es in der Stadt drei Gymnasien: das Montaner-, Laurentianer- und das Dreikronengymnasium; sie alle waren als Bestandteile der Artistenfakultät in die städtische Universität eingegliedert. Der Augenblick, zuzugreifen, schien im Jahre 1556 gekommen. Damals befand sich das Dreikronengymnasium („Tricoronatum“) in einer schweren Krise. Der geistliche Leiter der Anstalt, Leichius, hatte geheiratet und öffentlich die Priesterehe verteidigt; er wurde daraufhin vom Magistrat genötigt, die Leitung abzugeben. Dies war eine willkommene Gelegenheit, die Anstalt zu übernehmen und damit den Anfang des jesuitischen Schulwesens im norddeutschen Raum zu machen. Ein Pater war bereits dazu ausersehen: *Johannes Rethius* (van Reidt), Sproß einer Kölner Patrizierfamilie, der 1550 in Köln in den Orden eingetreten, dann aber (nachdem er bereits kurz am Tricoronatum gelehrt hatte) zur Vollendung seiner Studien nach Rom geschickt worden war; er wurde jetzt eiligst zurückberufen.

Die Umstände der Übernahme des Dreikronengymnasiums bildeten ein Kuriosum für sich. Der Antrag, das Gymnasium offiziell dem Orden zu übertragen, wurde nämlich vom Stadtrat abgeschlagen; die Widerstände gegen den neuen Orden, der noch dazu in Köln bisher rechtlich nicht anerkannt war, waren noch zu stark. Das hätte man eigentlich vorhersehen können. Danach verfiel man jedoch auf den einzig möglichen Ausweg aus dem Dilemma: in einem zweiten Antrag bat Rethius, die Schule nicht den Jesuiten, sondern nur ihm persönlich (für jeweils zwei Jahre) zur Leitung zu übertragen; und diesem Begehren wurde stattgegeben. Diese Regelung blieb übrigens die ganze Zeit hindurch bestehen und rettete, wie wir noch sehen werden, die Existenz des Tricoronatums auch über das Aufhebungsjahr 1773 hinaus. Die Schule, die als eines der ersten deutschen „Jesuitengymnasien“ eine so weitreichende Bedeutung gewinnen sollte, blieb offiziell immer eine städtische Einrichtung. Faktisch wurde sie ein Werk des Ordens; dies zeigte sich schon allein darin, daß nach dem Tode von P. Rethius (1574) die Ordensobern unangefochten den jeweiligen Nachfolger ernennen konnten.

Das neue Kolleg blühte unter der Leitung von Rethius bald auf; seine Schülerzahl wuchs bis 1580 von anfänglich 250 auf etwa 1000; diese Zahl blieb dann im wesentlichen konstant. Vor allem jedoch gewann es eine Ausstrahlungskraft weit über den Kölner Raum hinaus; besonders aus den Niederlanden und Belgien, die durch Handelsbeziehungen eng mit Köln verbunden waren, kamen viele Schüler. Es wurde zum Ausgangspunkt und Muster des jesuitischen Schulwesens im ganzen norddeutsch-rheinischen Raum, dazu — wie Petrus Canisius 1574 bemerkt — zum „Hauptseminar“ Deutschlands für die Gesellschaft Jesu; aus diesem Kolleg ging in den ersten Jahrzehnten ein Großteil des Ordensnachwuchses hervor. Schwierigkeiten mit den beiden anderen Gymnasien und mit der Universität blieben freilich nicht aus. Sie hatten z. T. ihre Ursache im Konkurrenzneid gegenüber der neu aufblühenden Schule und ihren fortschrittlicheren Unterrichtsmethoden. Als z. B. P. Rethius einen Unterrichtsplan drucken und weithin an Interessenten und einflußreiche Persönlichkeiten in Deutschland versenden ließ, um für „seine“ Schule Propaganda zu machen, was damals ein Novum war, weckte dies viel böses Blut. Rethius mußte, um wenigstens den Eindruck zu vermeiden, er werbe die Schüler von den anderen Kölner Bursen ab, in Zukunft auf Werbung dieser Art wenigstens innerhalb Kölns verzichten.

Aber auch innerhalb des Ordens gab es Schwierigkeiten. Vor allem zwei Besonderheiten des Kölner „Kollegs“ erregten bei der römischen Ordensleitung Anstoß, da man dort nicht

mit den besonderen Kölner Verhältnissen vertraut war. Es war einmal die ungewöhnliche Tatsache, daß dort die Jesuiten (darunter eine große Zahl Novizen) mit Nicht-Jesuiten zusammenlebten. Lehrer und Schüler, Jesuiten und Nicht-Jesuiten lebten gemeinsam in einer „Burse“. Diese Situation hatte jedoch ihren Grund in der noch immer bestehenden Aversion gegen den Orden als solchen und in seiner fehlenden öffentlichen Anerkennung. Viele junge Leute waren dem Orden heimlich beigetreten; ihre Trennung von den übrigen Studenten hätte zum Eklat führen müssen und konnte vorläufig nicht riskiert werden. Eine zweite Besonderheit des Kölner Kollegs war die Tatsache, daß dort Schulgeld erhoben wurde. Das stand jedoch im Widerspruch zu den Ordenssatzungen, welche Unentgeltlichkeit vorschrieben. In Köln war aber die Gebührenfreiheit nicht durchzuführen: einmal, weil das Tricoronatum (ebenso wie die beiden anderen Bursen) keine feste Foundation besaß und daher auf andere finanzielle Mittel angewiesen war, zum anderen konnte das Tricoronatum schon deshalb nicht einseitig auf Schulgeld verzichten, weil dies neuen Konfliktstoff mit den anderen Schulen geschaffen hätte; man mußte ja unbedingt den Eindruck vermeiden, daß man Schüler aus den anderen Bursen abwerbe. Härten konnte man vermeiden, indem man für unbemittelte Schüler Sonderregelungen traf. Laynez, der Nachfolger des Ignatius in der Ordensleitung, fragte von Rom immer wieder an, weshalb man in Köln in diesen beiden Punkten von der allgemeinen Praxis der Gesellschaft Jesu abweiche. Mit Mühe gelang es P. Rethius, ihm die besondere Kölner Situation verständlich zu machen. Erst mit der Zeit zog Köln mit den anderswo bestehenden Verhältnissen gleich. Noch unter Rethius wurden durch Vermittlung Roms auch für die übrigen beiden Bursen Foundations geschaffen, so daß ein gemeinsamer Verzicht auf Schulgeld möglich war. Das Zusammenwohnen mit Nicht-Jesuiten wurde erst 1581 beseitigt; damals bekamen die im Kolleg lehrenden oder studierenden Jesuiten ihr eigenes Haus (das „Collegium Swolgianum“). Im folgenden Jahre erhielten die Kölner Jesuiten ihre eigene Kirche (noch nicht die später gebaute Mariae-Himmelfahrts-Kirche, sondern die nördlich davon gelegene Achatiuskapelle in der Marzellenstraße).

30 Jahre nach dem Beginn des Kölner Jesuitenlebens traf die Kommunität im Jahre 1574 ein schwerer Schlag. Drei Patres, darunter auch P. Rethius, wurden von einem geistesgestörten Mitbruder, P. Gerhard Pesch, mit einem Brotmesser erstochen. Dennoch hielt dieser Unglücksfall das innere und äußere Wachstum nicht mehr auf.

Im Dienste der Gegenreformation

Noch in einer anderen Hinsicht wurde Köln wegweisend für die Arbeiten des Jesuitenordens in Deutschland: nämlich in den Marianischen Kongregationen. Als ihr erster Anfang gilt gewöhnlich die Schülervereinigung, die P. Leunis im Jahre 1563 im Römischen Kolleg ins Leben rief; es war eine Gruppe, in welcher die Erziehungsarbeit des Kollegs durch intensivere menschliche und geistliche Formung fortgeführt werden sollte. Die Kollegien der Gesellschaft Jesu waren dann auch in den folgenden Jahrzehnten Ausgangspunkte der Kongregationsbewegung; es war ja ursprünglich nur eine Schüler- und Studentenbewegung, die erst mit der Zeit auch in anderen Bevölkerungsschichten Fuß faßte.

P. Franz Coster war es, der als Studienpräfekt am Tricoronatum die Marianische Kongregation in Köln und damit überhaupt im norddeutschen Raum heimisch machte. Er hatte dieses neue Seelsorgemittel im Kolleg von Douai (damals spanische Niederlande, heute

Frankreich) kennengelernt. 1575/76 entstand durch ihn die erste norddeutsche Kongregation am Tricoronatum. Es war nicht die allererste Kongregation im deutschen Raum überhaupt; bereits kurz vorher und gleichzeitig bildeten sich ähnliche Vereinigungen in Süddeutschland. Und doch war es die Gründung Costers, welche mehr als andere der nun beginnenden deutschen Kongregationsbewegung ihr geistiges Gepräge gab. Denn P. Coster stellte zuerst die MC bewußt und ausdrücklich in den Dienst der Gegenreformation und der Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Angriffe der Reformatoren. Ohne daraus einen Vorwurf zu machen, kann man die sachliche Feststellung wagen, daß er ihr ein gewisses kämpferisch-antireformatorisches Gepräge verlieh. Bezeichnend ist es z. B., daß er vor der Aufnahme in die Gemeinschaft die Ablegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses verlangte. Noch bezeichnender ist es, daß erst durch ihn die Marienverehrung der Kongregation zum Zeichen der katholischen Identität gegen die „Häretiker“ wird. Gewiß hat er nicht erst der Kongregation ihren „marianischen“ Charakter verliehen. Bereits die erste römische Schülervereinigung von P. Leunis hatte sich im zweiten Jahr ihres Bestehens feierlich unter den Schutz der Gottesmutter gestellt; die dann folgenden Gründungen hatten dieses Motiv übernommen. Und doch war das „Marianische“ zunächst eine kaum reflektierte katholische Selbstverständlichkeit gewesen. Bei P. Coster wird es zum ausdrücklichen Zeichen des Bekenntnisses und erhält einen kämpferischen, „gegenreformatorischen“ Zug. So schreibt er in seinem Kongregations-Handbuch, die Marianischen Kongregationen seien Maria nicht nur wegen der Macht ihrer Fürsprache geweiht, sondern auch deshalb, weil die Häretiker sie umgekehrt auf jede Weise herabsetzten. P. Coster führte auch zuerst in der Kölner Kongregation eine Art „Marienweihe“ ein, die in den bisherigen Kongregationen nicht bekannt war. Von ihm stammt wahrscheinlich auch das Weihegebet, das später fälschlich Johannes Berchmans zugeschrieben wurde und sich vor allem in den Kongregationen des deutschen Raumes durchsetzte. Der Aufzunehmende gelobt, seine „Herrin“ nie zu verlassen, nie etwas gegen sie zu sagen oder zu tun, noch von seinen Untergebenen etwas gegen ihre „Ehre“ zuzulassen, und erbittet dafür ihren dauernden Schutz. Es ist die ins Religiöse umgesetzte mittelalterliche Vasallentreue, die aus diesem Gebet spricht: ritterliches Einstehen für Maria gegen ihre Feinde, die Häretiker.

Diese Frömmigkeitsform entsprach freilich der gegenreformatorischen Kampfesituation der katholischen Kirche in Deutschland und speziell in Köln. Dem entspricht auch, was von der Tätigkeit der ersten Kongregationsmitglieder in Köln berichtet wird. Gewiß machte der Kampf gegen den Protestantismus nicht den Hauptinhalt oder gar den einzigen Inhalt ihres Apostolates aus. An erster Stelle stand das caritative Engagement, wie Besuche in den Spitälern oder auch den Gefängnissen, und das war es auch, was dem geistigen Apostolat Glaubwürdigkeit verlieh und vorhandene Vorurteile abbaute. Und doch war es unvermeidlich, daß der aktive Kampf gegen die „Häresie“ mehr und mehr in den Vordergrund rückte; er nahm auch Formen an, die uns heute befremdlich erscheinen, jedoch im geistigen Rahmen ihrer Zeit verstanden werden müssen: protestantische Bücher wurden feierlich auf öffentlichem Platz verbrannt, manchmal, nachdem man sie von den rechtmäßigen Besitzern entliehen hatte, denen man so kein Unrecht, sondern im Gegenteil einen Dienst tat, indem man sie von dem „Gift“ befreite; oder auch, nachdem man unter großen Kosten den am Ort befindlichen Vorrat von häretischen Büchern aufgekauft hatte!

In der Gründung Costers ging es ursprünglich nur darum, die Erziehungsarbeit der Schule durch intensivere Gruppenarbeit zu ergänzen. Wie andernorts, so wuchs freilich

auch in Köln die MC allmählich über den Rahmen der Schule hinaus. Dies geschah übrigens nicht in der Weise, daß man zuerst auf die Idee gekommen wäre, parallel zu den Schülerkongregationen auch Vereinigungen für die anderen „Stände“ zu schaffen. Vielmehr vollzog sich die Entwicklung so, daß die Schüler- und Studentenkongregation allmählich ein Kristallisationszentrum auch für Erwachsene wurde, die sich von dem Schwung und Engagement dieser „Jugendbewegung“ angezogen fühlten; dann stand man schließlich vor der Notwendigkeit, diese anderen Gruppen entsprechend ihrer besonderen Lebenssituation in eigenen Kongregationen zusammenzufassen. So hatte die Kongregation von P. Coster 1575/76 mit 35 Schülern begonnen. Schließlich zählte sie 400 Mitglieder, darunter etwa 100 Geistliche und Juristen, erst dann teilte sie sich in mehrere Kongregationen.

Die Bewährungsprobe für die Kölner Kongregation kam im Jahre 1583. Zum zweiten Male innerhalb eines Jahrhunderts wurde ein Kölner Erzbischof, Gebhard Truchseß von Waldburg, protestantisch. Er sagte sich in einer „Christlichen Erklärung“ von der katholischen Kirche los, heiratete die Stiftsdame Agnes von Mansfeld und versuchte darüber hinaus, sein Kurfürstentum in ein weltliches und damit erbliches Fürstentum umzuwandeln. Wiederum ging es um Sein oder Nicht-Sein nicht allein des kölnischen, sondern des ganzen rheinischen und norddeutschen Katholizismus. Die letzte Entscheidung brachten auch diesmal die Waffen: Gebhard Truchseß wurde im „Kölnischen Krieg“ durch bayerische Truppen mit spanischer Hilfe vertrieben. Und doch war dieser äußere Erfolg, ähnlich wie 40 Jahre vorher, nicht möglich ohne die innere Festigung des katholischen Glaubens in den führenden Kreisen der Stadt Köln, welche den Säkularisierungsgelüsten des Erzbischofs geschlossen Widerstand leisteten. P. Coster berichtet darüber:

„Die Erhaltung des altberühmten Erzstiftes Köln im angestammten Glauben wurde von vielen der Marianischen Kongregation zugeschrieben. Denn die Spitzen des Klerus und der Laienwelt, selbst Bischöfe und sogar der Nuntius Graf Portia mit seinen Begleitern waren derselben beigetreten, und den Bemühungen dieser Männer ist es zu verdanken, daß der Stadtrat unentwegt und standhaft am katholischen Glauben festhielt und den stärksten Ansturm der Feinde mit großer Festigkeit abschlug. Dieser Segen erregte weit und breit in der rheinischen Ordensprovinz Aufmerksamkeit und überall entstanden Kongregationen und brachten Früchte hervor, die alle Erwartung übertrafen.“

Auch wenn man ein solches Zeugnis nicht unkritisch übernehmen darf, kann man doch wohl nicht leugnen, daß der Kölner Marianischen Kongregation ein beträchtlicher Anteil an dem nun gefestigten katholischen Selbstbewußtsein zukommt. Es waren eben nicht bloß politische Faktoren, welche entschieden, daß Köln katholisch blieb.

In diesem Zusammenhang ist die Frage interessant, ob und in welchem Maße die ersten Jesuiten, speziell in Köln, dem Geist der konfessionellen Polemik und Scharfmacherei ihren Tribut entrichteten. Dabei wäre es gewiß unangebracht und anachronistisch, die Einstellung dieser Männer mit Maßstäben moderner ökumenischer Haltung zu messen. Dennoch kann man sagen, daß gerade die ersten deutschen Jesuiten keine Freunde der Polemik waren, sich vielmehr durch eher „irenische“ Gesinnung auszeichneten. Öffentliche Streitgespräche, in denen es doch nur darum ging, recht zu behalten und über den Gegner zu triumphieren, galten im allgemeinen nicht als der Sache der Wahrheit förderlich, um so mehr jedoch das persönliche Gespräch, in welchem man in Ruhe Vorurteile und Mißverständnisse beheben konnte. Scharfe, gar persönliche Angriffe gegen die Reformatoren und ihre Anhänger seien deplaciert, so heißt es immer wieder, und schaden nur der eigenen Sache. Dies gilt

besonders für Peter Faber, der 1546 schrieb, es komme vor allem darauf an, sich im Verkehr mit den „Häretikern“ um aufrichtige Liebe und Hochachtung zu bemühen und aus dem eigenen Herzen alle Gedanken zu entfernen, welche die menschliche Hochachtung mindern könnten; weiterkommen könne man nur, wenn man im Gespräch zunächst über das Gemeinsame und nicht über das Trennende spreche. Von demselben Geiste war auch Petrus Canisius erfüllt, der nicht müde wurde, zu betonen, man dürfe nach dem Beispiel Christi das geknickte Rohr nicht brechen, den glimmenden Docht nicht auslöschten; durch Polemik und Streitereien erzeuge man nur gegenseitige Verbitterung, heize die Emotionen auf und leiste der Sache der Wahrheit keinen Dienst. Dieselbe Linie wurde auch in den Anweisungen für Deutschland von der römischen Ordensleitung vertreten, sowohl von Ignatius wie von seinen Nachfolgern bis ins 17. Jahrhundert hinein. Immer wieder heißt es, die Mittel zur Überzeugung der Häretiker sollten sein: ruhige, sachliche, unpolemische Darlegung der katholischen Wahrheit; persönliches Gespräch (und weniger publikumswirksame öffentliche Disputationen); und schließlich Überzeugung durch Werke der tätigen Nächstenliebe.

Nicht immer freilich entsprach das Verhalten der Jesuiten diesem Ideal. Eine unglückliche Entgleisung war z. B. eine Schrift aus den Anfangsjahren der Kölner Jesuiten, die Kölner „Censura“ von 1560, die von Canisius veranlaßt und von zwei jungen Jesuiten, darunter P. Coster niedergeschrieben war. In dieser Schrift bedauern die Verfasser, daß Luther und seine Anhänger nicht rechtzeitig durch Feuer oder Schwert hingerichtet worden seien, wieviel Unglück wäre dadurch vermieden worden, heißt es dort. Diese Schrift erregte großes Aufsehen und weckte viel böses Blut. Obgleich die Ketzerverbrennung damals und noch im 17. Jahrhundert fast allgemein von katholischen Autoren verteidigt wurde, war es doch in Deutschland zumindest unangebracht, solche Töne anzuschlagen. Denn kein katholischer Fürst dachte daran, diese Theorie in die Tat umzusetzen; Andersgläubige wurden zur Auswanderung gezwungen, nicht jedoch hingerichtet. — Gerechterweise muß man sagen, daß die meisten Entgleisungen dieser Art durch noch unqualifiziertere Angriffe der Gegenseite provoziert waren. Die Versuchung lag dann nahe, mit gleichen Waffen zurückzuschlagen, was gewiß nicht zu rechtfertigen ist.

Dreißigjähriger Krieg, Hexenprozesse und Pestepidemien

Im Dreißigjährigen Krieg (1618–48) blieb die Stadt Köln von eigentlichen Kriegshandlungen verschont. Die Jesuiten konnten in dieser Zeit, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten, ihr Wirken ausweiten. Zu nennen ist hier in erster Linie der Bau der eigentlichen „Jesuitenkirche“ Kölns. Nachdem bisher die kleine Achatiuskapelle als Kirche der Jesuiten gedient hatte, begann man 1618 mit dem Bau der Mariae-Himmelfahrts-Kirche, die 1629 vollendet wurde und dann bis zur Aufhebung des Ordens die Kirche der Kölner Jesuiten blieb. 1631 erhielt auch das Kolleg seinen Neubau. In die Mitte des großen Krieges fiel auch die glanzvolle Jahrhundertfeier des Ordens (1640), von der noch zu sprechen sein wird. Das 1615 in Köln eingerichtete Priesterseminar, das den Jesuiten anvertraut wurde, überlebte freilich nicht den Krieg; es löste sich 1647 wieder auf. Der Orden war jetzt in der Stadt fest etabliert. Von der früheren jesuitenfeindlichen Stimmung im Rat war nichts mehr zu spüren. Zu diesem Stimmungsumschwung trug nicht zuletzt der Kampf bei, den der Rat gegen die in Köln ansässigen protestantischen „Geusen“ (Niederländer) führte, welche größere religiöse Freiheit und gleichzeitig politische Gleichberechtigung (Vertretung im Rat) forderten und

immer wieder Unruhen erregten. Hier wußte der Rat die Hilfe der Jesuiten zu schätzen, welche in Predigten die Bevölkerung erfolgreich gegen die Stimmungsmache der „Geusen“ immunisierten.

Die Studien im Kolleg wurden in der ganzen Zeit des Krieges fortgesetzt. Nur einmal trat eine Störung ein: als die Schweden im Jahre 1632 jenseits des Rheins in Deutz lagerten. Die Kampfesbegeisterung bemächtigte sich auch der Schüler des Kollegs, welche die Bildung von „Studentenkompanien“ forderten. Die Jesuitenpatres blieben zunächst zurückhaltend, vor allem deshalb, weil sie die unvermeidlichen Nachwirkungen bei der ohnehin rauflustigen Jugend fürchteten. Schließlich konnten sie sich nicht länger der patriotischen Stimmung entziehen: das Tricoronatum beteiligte sich an der Bildung einer Studentenkompanie. Militärische Bedeutung hatte diese nicht; was die Patres befürchtet hatten, trat jedoch ein: es kam wiederholt zu blutigen Krawallen zwischen Kölner Bürgern und bewaffneten Schlägertrupps von Studenten und Schülern.

Schlimmer als die unmittelbaren Kriegsereignisse waren für Köln krankhaft ausartende Vorgänge geistiger und materieller Art, welche die Stadt heimsuchten. Dazu gehörte einmal die Hexenverfolgung. Die Hexenprozesse, immer wieder mit Unrecht dem „Mittelalter“ zugeschrieben, nahmen in Deutschland vor allem im 16. und 17. Jahrhundert zu. Der Dreißigjährige Krieg, die durch ihn hervorgerufene Verrohung, die Ängste und Psychosen einer vom konfessionellen Haß zerissenen Zeit, taten das ihrige, um eine Entwicklung hervorzurufen, vor der wir heute nur fassungslos stehen können. In Köln selbst hatte es bereits früher einzelne Hexenprozesse gegeben; bis 1627 war die Stadt von größeren „Hexenbränden“ verschont geblieben. In diesem Jahre kam es jedoch zu einer mehrere Jahre andauernden Hexenverfolgung, während der sich auch die Jesuiten in zwei Parteien spalteten. Der Anlaß hierzu war, wie so oft in ähnlichen Fällen, der Exorzismus oder, wenn man will, sein Mißbrauch. Bei Teufelsaustreibungen erklärten die Besessenen, bzw. die aus ihnen sprechenden „Teufel“, sie würden nicht eher weichen, bis die „Hexe“, die sie in die Besessenen hineingezaubert habe, verbrannt sei. In solchen Fällen war die Meinung der Theologen geteilt; die einen sagten, man dürfe Denunziationen dieser Art keinen Glauben schenken, da der Teufel bekanntlich der „Vater der Lüge“ sei; andere jedoch waren der Auffassung, der Teufel würde durch den kirchlichen Exorzismus gezwungen, die Wahrheit zu sagen. Jedenfalls führte in Köln die Denunziation der Besessenen dazu, daß eine vornehme Kölner Dame und gute Katholikin, Katharina Henot, obwohl sie trotz wiederholter Folter zu keinem Geständnis zu bewegen war, als Hexe verurteilt, erdrosselt und dann verbrannt wurde. Das war, wie meist bei den Hexenprozessen, der Anfang einer Kettenreaktion, die durch die Anwendung der Folter zu immer weiteren Denunziationen führte und zahlreiche Unschuldige auf den Scheiterhaufen brachte. Auch im Tricoronatum grassierte die Hexenangst; Schüler des Kollegs wurden der Zauberei verdächtigt; und der Ordensgeneral Vitelleschi befahl sogar, die der Magie Verdächtigen in aller Stille aus dem Kolleg zu entlassen.

Wie verhielten sich die Jesuiten zu den Hexenprozessen? Ihre Einstellung war in Köln wie auch andernorts geteilt. Nicht wenige Mitglieder des Ordens waren in den Wahnvorstellungen ihrer Zeit befangen und verteidigten nicht allein den Hexenglauben, sondern auch die Hexenprozesse, ohne daß ihnen jemals Zweifel über den Wahrheitsgehalt der durch die Folter erpreßten abstrusen Geständnisse gekommen wären. Es gab in Köln auch den einen oder anderen Jesuiten, der durch unverantwortliches Geschwätz und kritiklose Weitergabe

von Gerüchten mit dazu beitrug, unschuldige Frauen dem Scheiterhaufen zu überliefern. Umgekehrt waren es gerade einzelne Jesuiten, die in einer Zeit, als es weder unter Katholiken noch unter Protestanten jemand wagte, sich öffentlich für die verfolgten „Hexen“ einzusetzen, ihre Stimme für die Opfer erhoben. Der bekannteste von ihnen ist *Friedrich von Spee*, dessen Name mit der Stadt Köln verbunden ist. Spee war 1627/28 Lehrer am Tricoronatum gewesen und hatte die Hexenprozesse in Köln selbst erlebt. Vielleicht ist seine Schrift gegen die Hexenprozesse sogar teilweise in Köln geschrieben worden. Auch er hatte anfangs den Hexenglauben seiner Zeitgenossen geteilt; seine langjährige Erfahrung als Beichtvater zum Tode verurteilter „Hexen“ brachte ihn jedoch zur Einsicht, daß keine einzige der vielen „Hexen“, denen er letzten Trost spenden durfte, wirklich schuldig war. Unter dem Eindruck des ungeheuren Unrechts, das hier geschah, verfaßte er die „*Cautio criminalis*“, welche die unglaubliche Willkür der Hexenprozesse in schonungsloser Weise demaskierte und dabei auch mit den Fürsten und ihren Beratern nicht sehr zimperlich umsprang, nicht zuletzt auch der Obrigkeitsgläubigkeit ein guter Teil an Schuld gab. Unter seinem Namen konnte er das Buch nicht veröffentlichen; es wäre niemals durch die Ordenszensur gegangen. Zwar hatte ein anderer Jesuit, Tanner, mit dem Segen der Obern ein Buch gegen die Hexenprozesse veröffentlichen können; das war aber in einer mehr akademischen Sprache geschehen. Neu war bei Spee die Leidenschaftlichkeit des Protestes und die berechtigten Attacken gegen die Fürsten; es war keine akademische Abhandlung, sondern ein Verzweiflungsschrei, dessen Wirkung man sich nicht entziehen konnte. Sein Buch erschien darum anonym; das Manuskript wurde 1631 durch Freunde, denen Spee es „zur Einsicht“ gegeben hatte, veröffentlicht (wahrscheinlich mit zumindest stillschweigendem Einverständnis Spees).

Freilich wurde der Verfasser bald bekannt. Wie nicht anders zu erwarten, brach ein Sturm der Entrüstung los. Im Kölner Kolleg (Spee war seit Ende 1631 wieder in Köln, wo er Moralthologie dozierte) bildeten sich zwei Parteien. Bei den Attacken gegen Spee tat sich besonders ein Kölner Mitbruder, P. Peter Roest hervor, der sogar forderte, die „*Cautio criminalis*“ müsse auf den Index gesetzt werden. Die Einstellung der Ordensobern war wechselhaft und zweispältig; sie versuchten zu lavieren und gewissermaßen „auf beiden Schultern zu tragen“. Einerseits ist anzuerkennen, daß sich vor allem der Provinzial Nickel, aber auch der damalige Ordensgeneral Vitelleschi bemühten, Spee in Schutz zu nehmen und daß sie P. Roest wegen seiner lieblosen Angriffe auf Spee eine energische Abfuhr erteilten. Sofern in Rom jemals eine Indizierung der „*Cautio criminalis*“ erwogen wurde oder eine Anzeige einlief, hat der General jedenfalls diese Versuche im Keim erstickt. Andererseits waren die Oberen auch empfänglich gegenüber Klagen geistlicher und weltlicher Fürsten, die sich mit Recht durch das Buch Spees bloßgestellt fühlten. Es ist anzunehmen, daß sie selbst durch die „*Cautio criminalis*“ nicht unbeeindruckt waren und Spee innerlich zustimmten; aber, wie so oft, geriet auch hier der Einsatz für „Gerechtigkeit“ und der Kampf gegen das Unrecht in Konflikt mit den Interessen einer Institution, die einen Bruch mit den Mächtigen nicht riskieren konnte oder wollte. So erwog der Ordensgeneral zeitweise sogar die Entlassung Spees aus dem Orden. Dazu kam es freilich nicht, da der Provinzial den Pater wiederum in Schutz nahm. Aber auch jetzt meinte der Provinzial, es sei besser, Spee vor die Frage zu stellen, ob er nicht von sich aus um Entlassung aus dem Orden bitten sollte. Es waren die durch den Schwedeneinfall einsetzenden Kriegswirren, die eine Ausführung dieses Vorhabens verhinderten.

Spee mußte jedoch Köln verlassen. Die Differenzen im Kölner Kolleg und die Angriffe eines Teils seiner Mitbrüder waren wohl mit ein Grund dafür. Er kam dann nach Trier, wo er 1635 im Dienst an den Pestkranken starb. Die „Cautio criminalis“ verfehlte jedoch auf die Dauer nicht ihre Wirkung; sie trug mit dazu bei, auch diejenigen nachdenklich zu machen und in ihrem Hexenglauben zu verunsichern, die auf ihr Erscheinen zunächst mit Entrüstung reagiert hatten. Vielleicht ist es ihr zuzuschreiben, daß die Hexenprozesse in Köln von 1632 an wenigstens vorläufig aufhörten.

Bei den Hexenverfolgungen blieb es im Wesentlichen Sache eines Einzelnen, sich der herrschenden Psychose entgegenzustellen und für die ungerecht Verfolgten einzutreten, während die Institution ihn „gerade noch ertrug“. Ein rühmlicheres Zeugnis für den ganzen Orden ist dagegen in der damaligen Zeit der seelsorgliche und persönliche Einsatz der Jesuiten während der Pestepidemien, die Köln im Dreißigjährigen Krieg und noch in den Jahrzehnten nachher heimsuchten. Schon von den Epidemien des 16. Jahrhunderts (1553, 1564, 1597) wird berichtet, daß es oft nur noch die Jesuiten waren, welche die Todgeweihten besuchten, ihnen Hilfe brachten und ihre letzte Beichte entgegennahmen, während sonst jeder, der konnte, die Flucht ergriff, um der Ansteckung zu entgehen. Dieser Einsatz, für den die Oberen meist besondere Sicherheitsvorkehrungen trafen (vorübergehende Isolierung und Quarantäne der Mitbrüder, die sich dem Dienst an den Pestkranken widmeten) forderte freilich auch seinen Tribut; bei der Seuche von 1665 starben innerhalb von zwei Monaten vier Patres an der Pest. Auch vorher waren Jesuiten in Köln, wie auch bei Volksmissionen in der Umgebung, Opfer ihres Dienstes an den Pestkranken geworden. Dennoch gab es meist eher zuviel als zuwenig Einsatzwillige.

Licht- und Schattenseiten im Zeitalter des Barock

Das 17. Jahrhundert erlebte einen weiteren Aufschwung der Werke des Ordens, die jetzt immer breitere Volksschichten erreichten. Die Stellung der Jesuiten in der Stadt war gefestigt; zu dem Rat bestand im allgemeinen ein sehr gutes Verhältnis. Das hatte freilich auch seine Kehrseiten. Die Liiierung mit dem städtischen „Establishment“ konnte bei politischen Umwälzungen zur Existenzbedrohung des Ordens führen. Dies war der Fall bei dem „Zünfteaufstand“ (1683–86). Die Zünfte hatten unter Führung von Nikolaus Gülich den alten Rat gestürzt. Unter ihrer Herrschaft kam es auch zu Ausschreitungen gegen die Jesuiten und ihr Kolleg; die Hauptanführer dachten sogar daran, die Jesuiten aus Köln zu vertreiben. Bevor es jedoch zu effektiven Maßnahmen kam, wurde durch kaiserliche Intervention der Zünfteaufstand niedergeworfen, der alte Rat wieder eingesetzt und Gülich mit den anderen Rädelsführern hingerichtet.

Bedenklicher war jedoch, daß dieser Aufschwung auch Keime der Dekadenz oder doch zumindest ungesunder Entwicklungen in sich barg. Die Zwiespältigkeit und Ambivalenz des Zeitalters des Barock, seine enge Verflechtung von echtem religiösen Elan einerseits, einer oft bis zur Geschmacklosigkeit gehenden Veräußerlichung andererseits, drückte auch den Arbeiten der Jesuiten ihren Stempel auf.

Schon die Feier des ersten Jahrhunderts des Bestehens der Gesellschaft Jesu im Jahre 1640 hinterläßt einen sehr zwiespältigen Eindruck. Der bei dieser Gelegenheit zur Schau getragene Triumphalismus geht gewiß zu einem großen Teil auf das Konto eines Zeitempfindens, welches Formen der Selbstdarstellung liebte, die uns heute als geschmacklos erschei-

nen. Wie in anderen Städten, so wurde auch in Köln das Jubiläum mit feierlichen Umzügen, Prozessionen und vor allem Theateraufführungen gefeiert; Katechismusgruppen, Marianische Kongregationen und vor allem natürlich die Schulklassen in Tricoronatums suchten sich gegenseitig in Dankerweisen für Ignatius und die durch seinen Orden geleisteten Wohltaten zu überbieten. Echte christliche Freude und Dankbarkeit für die unbestreitbaren Leistungen der Jesuiten auf der einen Seite, ein Stück Selbstverherrlichung der Gesellschaft Jesu auf der anderen Seite: beides ist hier oft untrennbar miteinander vermischt. Zu nennen sind hier etwa die „Katechismusprozessionen“, die in diesem Jahr durch die Stadt zogen; die einzelnen „Katechismus-Gruppen“ stellten in „lebenden Bildern“ die einzelnen Reiche und Länder der christlichen Kirche dar, die dem heiligen Ignatius für die durch seinen Orden erwiesenen Wohltaten Dank sagten. In der Festschrift, die das Tricoronatum herausgab, wurden alle Mißhelligkeiten und Dissonanzen, die es in den ersten Jahrzehnten zwischen den Jesuiten und dem Rat der Stadt gegeben hatte, nicht etwa geschickt und vornehm überspielt, sondern unter grober Verfälschung der historischen Wahrheit geleugnet: so wenn dort feierlich verkündet wird, vor 100 Jahren hätten der Rat und die Stadt den Jesuiten die Tore „freudig“ zur apostolischen Wirksamkeit geöffnet! Die einzelnen Schulklassen fertigten bei dieser Gelegenheit Arbeiten an, in denen sie den Namen „Ignatius“ in allen möglichen Formen konjugierten und deklinierten, auf seine grammatischen Bestandteile zurückführten, um dann schließlich zu der Folgerung zu kommen, daß er von „ignis“ (Feuer) abzuleiten sei; dann werden die Eigenschaften des Feuers im einzelnen beschrieben und auf Ignatius und seinen Orden entsprechend angewandt.

Die Marianischen Kongregationen erlebten im 17. Jahrhundert einen weiteren Aufschwung, wenigstens zahlenmäßig. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gab es in Köln neun Kongregationen (später elf). Die wichtigsten waren außer der Schülerkongregation des Tricoronatums die Bürgerkongregation, die 1662 über 700 Mitglieder zählte, ferner die „Größere Lateinische“ oder Herrenkongregation (wir würden sie heute als „Akademikerkongregation“ bezeichnen) und schließlich die Kongregation für Geistliche. Der Herrenkongregation gehörten 1675 alle sechs Bürgermeister der Stadt an, der Priesterkongregation der (in Köln residierende) Nuntius. Diese Kongregationen waren jetzt „etabliert“; ja, es gehörte bei den Honoratioren der Stadt zum guten Ton, dort mitzumachen. Das hatte natürlich nicht nur seine guten Seiten. Die ersten Marianischen Kongregationen waren „nonkonformistische“ Eliten gewesen, die sich in einer feindlichen oder gleichgültigen Umwelt behaupten mußten. Jetzt wurde die größere Breitenwirkung doch auch mit einer gewissen Niveausenkung erkaufte. Immerhin ist zu sagen: auch wenn in diesen Kongregationen, die jetzt „Massenkongregationen“ geworden waren, meist nicht mehr der Elan des Ursprungs lebendig war, so waren sie doch noch effektive und solide Instrumente einer spezialisierten Standesseelsorge. Bedenklicher ist die Entwicklung, die im Laufe des 17. Jahrhunderts der Schülerkongregation des Tricoronatums nahm. Der Versuch, dort um jeden Preis den geistlichen Eifer der Anfangszeit wachzuhalten oder gar noch zu steigern, führte nicht selten zu krankhaften und wenig erfreulichen Formen. Tragen von Bußgürteln, Selbstgeißelungen, Schlafen auf Stroh oder gar mit Steinen im Bett, oder ähnliche Blüten einer falsch verstandenen Aszese: das sind Praktiken, die gewiß nicht allgemein mitgemacht, jedoch irgendwie als Ideal und nachahmenswert hingestellt wurden. Manches geht dabei auf das Konto eines Zeitempfindens, welches spektakuläre und absonderliche Formen liebte. Auch ist zu bedenken, daß die offiziellen Kongregationsberichte, in denen diese Dinge

erzählt werden, nicht selten unter dem Zwang eines Klischees standen, daß in ihnen gerade das Unnatürliche und Absonderliche hervorgehoben wurde, während die Wirklichkeit nüchterner und damit auch gesünder und natürlicher war. Daß jedoch überhaupt seltsame Zerrformen von Heiligkeit als nachahmenswert gepriesen und unreifen Schülern ohne Unterscheidungsvermögen geradezu als Hochform heroischer Tugend hingestellt wurden, läßt sich nicht rechtfertigen, auch dann nicht, wenn hinterher die Patres falsch geleiteten Eifer wieder in halbwegs vernünftige Formen lenkten. Eine wohl nicht nur positive Rolle spielte hier auch, wenigstens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die im Tricoronatum aufblühende Aloysiusverehrung. Was hier nicht selten in den Vordergrund gestellt wurde oder doch faktisch am meisten Eindruck machte, waren pathologische und widernatürliche Züge, die im übrigen erst von der späteren Legende geschaffen wurden und sich in dieser Form noch nicht in den ursprünglichen Lebensbeschreibungen des Heiligen finden, wie die, daß Aloysius eine solche Scheu vor dem weiblichen Geschlecht gehabt habe, daß er es nicht einmal wagte, seine Mutter anzublicken! Ob es vielleicht auch diese falsch verstandene Ascese war, die die innere Erschlaffung der Kongregation gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts bewirkte? Jedenfalls stellt der Leiter des Tricoronatums, Hartzheim, 1729 fest, von den Kongregationen sei nur der „Schatten und Namen“ geblieben; es fehle sowohl bei den Präfekten wie bei den übrigen Mitgliedern jeder Schwung und Elan. Nichts ist jedoch kennzeichnender für die Veräußerlichung des Kongregationsbetriebes, als wenn er selbst u. a. als Heilmittel vorschlägt, man solle die Sodalen ihre Hingabebefehle und guten Vorsätze auf Zetteln aufschreiben lassen, dann diese Papiere in einem „silbernen Herzen“ feierlich weihen und schließlich zusammen mit wohlriechenden Kräutern verbrennen!

Die alten Marianischen Kongregationen waren reine Männerkongregationen; eigentliche Marianische Kongregationen für Frauen gab es noch nicht. Nichtsdestoweniger existierte in Köln eine ansehnliche Gruppe von Frauen, die ebenfalls unter der geistlichen Leitung von Jesuiten stand. Es waren die sogenannten „Devoten“. Sie führten ein jungfräuliches Leben, trugen einheitliche Kleidung und widmeten sich im übrigen einer sehr intensiven apostolischen Arbeit; sie bestand einmal im caritativen Einsatz (Krankenbesuche, materielle Sorge für Hilfsbedürftige), dann auch in katechetischem Unterricht für die weibliche Jugend. Ihre Zahl betrug in Köln um 1700 über 200. Leider wurde dieses sehr segensreiche Apostolat um 1640 und dann noch einmal um 1700 überschattet durch erbitterte Auseinandersetzungen um Äußerlichkeiten. Zuerst ging es um das Tragen einer Feder am Hut, dann um die Einführung einer neuen, weniger einfachen Tracht. Jedesmal spalteten sich nicht nur die Devoten in zwei Parteien, auch Jesuitenpatres wurden in den Streit hineingezogen und nahmen engagiert Partei für die eine oder andere Seite. Bis nach Rom ging der Streit; stets mußten die Ordensgeneräle eingreifen und die Patres ermahnen, sich doch um Gottes willen aus der Kontroverse herauszuhalten, weder für noch gegen die Feder auf dem Hut Stellung zu nehmen; das seien Dinge, die sie nichts angingen.

Einen sehr wesentlichen Teil der Aktivität der Jesuitenpatres in Köln des 17. Jahrhunderts macht der Katechismusunterricht aus. Am Ende des Jahrhunderts war fast die ganze katechetische Tätigkeit in der Stadt in den Händen der Jesuiten (18 wöchentliche Katechesen in der Stadt, dazu noch 12 auf dem umliegenden Land). Seit 1705 kam als neues Seelsorgemittel die „Straßenkatechesen“ hinzu. Vor allem in den Katechismusgruppen verstand man es auch, Eigenaktivität und gegenseitigen Wettstreit zu wecken und anzuspor-

nen. Zu den Festen des Kirchenjahres, besonders natürlich am Ignatiusfest, führten die „Katechismuskinder“ auch Theaterstücke auf. Ein Höhepunkt war hier, wie bereits gesagt, das Jubiläum von 1640; die „Katechismusprozessionen“ überboten sich bei dieser Gelegenheit in Lobpreisungen des heiligen Ignatius und seines Ordens.

Ein Bereich blieb den Kölner Jesuiten verhältnismäßig verschlossen: die theologische Fakultät der Kölner Universität. Und doch hatten gerade hier die ersten Kölner Jesuiten eine ihrer ersten Aufgaben gesehen. Petrus Canisius, aber auch Coster und Rethius hatten neben ihrer sonstigen Tätigkeit theologische Vorlesungen an der Universität gehalten. Nach ihnen hörte jedoch die Präsenz des Ordens auf diesem Sektor auf. Um 1630 bemühte man sich wieder neu, dort Zugang zu finden. Grund dafür waren gravierende Mängel in der theologischen Ausbildung; vor allem die spekulative Theologie und die Moral wurden arg vernachlässigt. Die Fakultät widersetzte sich jedoch den Versuchen der Jesuiten, diese Disziplinen zu übernehmen. Es gelang dem Orden nicht, an der Universität Fuß zu fassen. Ein Behelf war die Einrichtung von theologischen Vorlesungen am Tricoronatum, welche für die Priesteramtskandidaten jene Fächer behandelten, die an der Universität nicht oder nur unzureichend gelesen wurden.

In die Öffentlichkeit traten die Kölner Jesuiten dann vor allem auch durch Theateraufführungen. Schauspieler waren dabei meist die Schüler des Tricoronatums und besonders die der Marianischen Schülerkongregationen. Die jugendliche Vorliebe für szenische Vorführungen konnte sich zunächst in den Kongregationsfesten entfalten. Jede nur mögliche Gelegenheit, vor allem der jährliche Wechsel der Präfekten und der sonstigen Kongregationsämter, wurde zu einem kleinen Fest gestaltet und mit Theateraufführungen oder doch wenigstens kleineren szenischen Spielen geziert. Eine Gelegenheit, über den Rahmen der Kongregation und der Schule hinaus das eigene Können darzustellen, boten dann die Bürgerkongregationen; die Schauspiele, die dort vorgeführt wurden, waren meist von den Schülerkongregationen gestaltet. Höhepunkte des Lebens der Schule und gleichzeitig der Kongregation waren schließlich die besonderen Anlässe, wenn Fürsten und andere hohe Herren die Stadt durch ihre Anwesenheit beehrten und der Aufführung beiwohnten. Das war in Köln zum ersten Male im Jahre 1579 geschehen; etwas Ähnliches wird für genau 100 Jahre später berichtet. Bei diesen Gelegenheiten erhob sich das von der Schülerkongregation getragene Jesuitentheater zu seiner prunkvollsten Höhe; hier konnte man auch zeigen, was die Schule zu leisten imstande war. Was die Stücke selbst betrifft, so tritt in ihnen gewiß das Moralistische meist in einer für unseren Geschmack oft allzu penetranten Weise hervor. Dennoch haben sie ihre Bedeutung, sowohl in sprachlicher wie in inhaltlicher Beziehung. Und die wichtigste Funktion, die das Jesuitentheater erfüllte, war vielleicht die, Kreativität, Gestaltungskraft und spielerisches Talent der Schüler anzuregen und in den Dienst der Verkündigung des Glaubens zu stellen. Die alte Jesuitenschule war eben gerade nicht einseitig intellektuell; gerade die Theatervorführungen und andere Darbietungen boten eine glückliche Ergänzung und sprachen den ganzen Menschen an. Auch manche seltsamen und verspielten Formen, wie z. B. das, was beim Jubiläum von 1640 alles produziert wurde, sind doch von daher zu verstehen: sie boten Gelegenheit, die eigene Kreativität zu entfalten.

Später setzte auch hier ein Verfall ein, so, wenn 1723 die Schülerkongregationen ein Stück vorführten, welches den Titel trug: „Jesus von Nazareth, als Magister in der Universität der Leiden promoviert.“ Die barocke Form hatte sich überlebt, bzw. sie war ins Lächerliche umgeschlagen.

Von der geistigen Wende, die wir mit dem Namen „Aufklärung“ zusammenfassen, wurde auch das katholische Deutschland im 18. Jahrhundert, in größerem Ausmaße freilich erst seit der Jahrhundertmitte erfaßt. Wieweit erkannten die Kölner Jesuiten, daß eine neue Zeit neue Methoden erforderte und neue Aufgaben stellte? Diese Frage stellt sich besonders für die Schule. Im allgemeinen wurde und wird dem Jesuitenorden der Vorwurf gemacht, daß er im 18. Jahrhundert sowohl in seinen theologischen Lehranstalten wie im höheren Schulwesen starr an seinem früheren Lehrsystem festhielt, wie es in der Studienordnung des Ordensgenerals Aquaviva von 1599 fixiert war, und daß er es versäumte, neuen Disziplinen, deren Bildungswert die Zeit der Aufklärung erkannte, den gebührenden Platz zu geben, vor allem den Naturwissenschaften, der Geschichte und dem Unterricht in der Muttersprache. Dieses Urteil ist etwas zu vereinfacht, aber doch nicht ganz aus der Luft gegriffen. Viele Zeitgenossen, die aus Jesuitenschulen hervorgegangen sind, rühmen zwar im nachhinein, daß man dort gut Latein gelernt habe — das ist aber für sie manchmal das einzig Positive — sonst sei dort so gut wie alles vernachlässigt worden, was zu einer umfassenden Bildung gehöre.

Zum Ruhme des Kölner Tricoronatums muß gesagt werden, daß auf diese Schule ein solches Urteil in keiner Weise zutrifft. Durch das Wirken von *Josef Hartzheim* (seit 1725 Lehrer am Kolleg, 1739–59 Leiter der Anstalt) erlebte die Kölner Jesuitenschule in der Zeit der beginnenden Aufklärung noch einmal eine große Zeit. Sie war damals überraschend „modern“; hier gelang es, früher als in den anderen deutschen Jesuitenschulen, neue Bildungsziele und Bildungsinhalte hineinzunehmen. Hartzheim war weit herumgereist; vor allem hatte er in Italien Antonio Ludovico Muratori persönlich kennengelernt, einen der Wegbereiter einer kirchentreuen „katholischen Aufklärung“, welcher — damals vielfach verketzert — tiefe Religiosität und Kirchlichkeit mit Aufgeschlossenheit gegenüber den Strömungen der neuen Zeit verband. Zur Zeit Hartzheims wurden im Kölner Tricoronatum neue Fächer eingeführt, die gerade dem Bildungsideal der beginnenden Aufklärung entsprachen. 1728 wurde Geschichte als eigenes Fach im Schulunterricht eingeführt. Die deutsche Muttersprache war in Köln und in den anderen Jesuitenschulen bereits vorher im Schultheater eifrig gepflegt worden. Unter Hartzheim wurde jedoch (1752) auch ein eigener Deutschunterricht eingeführt, früher als in allen anderen Jesuitenschulen Deutschlands. Auch die Naturwissenschaften wurden im Schulunterricht gelehrt; 1729 wurde auch eine Sternwarte auf dem Dach des Kollegs errichtet. In Köln war es nicht die Jesuitenschule, sondern die Kölner Universität, die sich im Konservatismus verschanzte und den Anschluß an die neue Zeit verpaßte. Wir haben hier das Urteil eines Zeitgenossen, dessen Blick gewiß nicht durch Parteinahme für die Jesuiten getrübt ist, der vielmehr dem Orden sehr kritisch gegenübersteht: Ferdinand Franz Wallraf, der um 1765 an der Kölner Universität studierte und später beklagte, daß er das Unglück gehabt habe, „an eine Lehranstalt zu geraten, wo es erst sehr spät und eigentlich gar nicht Tag werden durfte“, wo „die leeren Auseinandersetzungen über das *Ens rationis* auf die Spitze getrieben wurden“. Im Tricoronatum dagegen — so schreibt er 1810 in der Rückschau — „hatte der Geist der Wissenschaften schon lange vorher sich höher gehoben“. Hier war es gelungen, mit der neuen Zeit Schritt zu halten. Die Fronten waren in Köln gewissermaßen vertauscht: während es sonst gerade die „Aufklärer“ waren, die den Kampf gegen den Orden führten und ihm u. a. auch sein veraltetes

Studiensystem vorwarfen, ging hier die Jesuitenfeindschaft vor allem von der konservativen Universität aus.

Der Kampf der Mächte des aufgeklärten Absolutismus gegen den Orden, der als gefährlichstes Bollwerk des Papsttums galt, führte schließlich zu seiner Unterdrückung. Papst Clemens XIV. gab 1773 dem massiven Druck Frankreichs und vor allem Spaniens nach und hob in dem Breve „Dominus ac redemptor“ den Jesuitenorden nach 233 Jahren des Bestehens auf. Dieses Breve sollte jedoch erst in Kraft treten, sobald es durch die Bischöfe verkündet wurde. Diese Bestimmung hatte die ungewollte Nebenwirkung, daß der Orden in einigen Ländern, wo der Staat die Verkündigung durch die Bischöfe verbat, fortexistierte (für einige Jahre im preußischen Schlesien, bis zur Wiedererrichtung in Weißrußland). Ihr Ziel war jedoch nicht, den Jesuiten ein Hintertürchen zum Überleben offenzulassen. Vielmehr war in dem Breve das Vermögen der Jesuitenhäuser den Bischöfen zugesprochen; wenn die Bischöfe das Breve erst in Kraft setzten, konnten sie wirksamer die ihnen zugesprochenen Güter vor dem raschen Zugriff der staatlichen Hand bewahren. In Köln erfolgte die Verkündigung durch den Kurfürst-Erbischof im folgenden Jahre 1774. Die Ausführung war härter als im Breve vorgesehen: alle ehemaligen Jesuiten im Erzbistum wurden ihrer geistlichen Vollmachten enthoben. Den Jesuiten im Tricoronatum, soweit sie nicht Lehrer waren, wurde befohlen, das Kolleg zu verlassen. Wenn der Kurfürst allerdings nun glaubte, kraft des Breves Hand an das Tricoronatum selbst legen zu können, so täuschte er sich. Jetzt kam es den im Kolleg lebenden Exjesuiten zugute, daß die Anstalt, wenngleich faktisch eine Jesuitenschule, die ganze Zeit hindurch offiziell immer eine städtische Einrichtung geblieben war. Als der Kurfürst versuchte, das Kolleg in Besitz zu nehmen und in ein Seminar umzuwandeln, widersetzte sich der Rat und berief sich darauf, daß es nicht dem Orden, sondern der Stadt gehöre. Da Köln freie Reichsstadt war und daher nur kirchlich, nicht aber politisch dem Erzbischof unterstand, konnte sich der Rat diesen Widerstand erlauben. So kam es, daß die Exjesuiten nunmehr im Schutz der Stadt Köln wenigstens ihre Schultätigkeit fortführen konnten. Hatte der Rat in den ersten Jahrzehnten den Jesuiten immer wieder Steine in den Weg gelegt, so war er es nun, der nach der Aufhebung die Kölner Exjesuiten gegen den Kurfürsten in Schutz nahm. Freilich wurden die hoffnungsvollen Ansätze einer Erneuerung im Tricoronatum in den folgenden Jahren nicht mehr weitergeführt. Die Schule siechte dahin; durch die Aufhebung des Ordens war ihr die geistige Grundlage entzogen. Ihr Ende kam 1798 unter französischer Herrschaft, als alle drei Kölner Gymnasien aufgehoben und an ihrer Stelle ein Zentralgymnasium nach französischem Vorbild geschaffen wurde.

Die übrigen „Exjesuiten“ erlebten bessere Zeiten erst unter dem Kölner Nuntius Pacca (seit 1784). Dieser Nuntius stand in einem schweren Abwehrkampf gegen die geistigen und kirchenpolitischen Strömungen der katholischen Aufklärung. Es waren vor allem zwei Erscheinungen, die ihm im rheinischen Deutschland Sorge machten: einmal die antirömischen Autonomiebestrebungen der drei rheinischen Erzbischöfe, welche größere Selbständigkeit gegenüber Rom beanspruchten und auf dem Emser Kongreß (1786) zum Kampf gegen den römischen Zentralismus und vor allem gegen die Einmischung der Nuntien in die deutschen Kirchenverhältnisse bliesen; dann die modernistischen Tendenzen der neuen Bonner Universität, die ebenfalls 1786 vom Kölner Kurfürsten Max Franz von Habsburg als Gegengewicht gegen den Konservatismus der alten stadtkölnischen Universität gegründet war und bald zu einer Hochburg des „neuen Geistes“ der Aufklärung wurde. In diesem

Kampf lernte der Nuntius die Exjesuiten schätzen. Sie erwiesen sich als relativ immun gegenüber den immer radikaleren Tendenzen der „katholischen Aufklärung“. Hatten die Kölner Jesuiten am Tricoronatum bis zur Jahrhundertmitte vorsichtig versucht, berechtigten Anliegen der beginnenden Aufklärungszeit gerecht zu werden, so finden wir in der jetzigen Polarisierung die Exjesuiten fast ausschließlich im „antiaufklärerischen“ Lager.

Das war aber nur noch der letzte Ausklang einer über zweihundertjährigen Wirksamkeit. 1814 wurde der Orden durch Papst Pius VII. wiederhergestellt. Die Geschichte der „neuen Gesellschaft“ in Köln beginnt jedoch erst wieder im Jahre 1853; sie wird unterbrochen durch den Kulturkampf (Vertreibung des Ordens aus dem Deutschen Reich durch das Jesuitengesetz von 1872) und wieder aufgenommen, als sich im Ersten Weltkrieg der Orden von neuem in der Stadt niederläßt. Auf diese Geschichte einzugehen, würde jedoch den Rahmen unseres Beitrages sprengen.